



Irgendwem wird man fragen können, wenn man etwas wissen will.
Abb. aus d. bespr. Band

Die Zeit ist vorbei, bevor du es merkst

Verliebter Monolog mit Säugling im Arm: Das Bilderbuch „Hier sind wir“ von Oliver Jeffers ist weniger und mehr als eine Anleitung zum Leben auf der Erde.

Vielleicht ist „Hier sind wir“ gar nicht unbedingt ein Bilderbuch, von dem die Kinder, mit denen es gelesen wird, so viel mehr haben als ihre Eltern. Ganz sicher ist es noch keines für den Säugling, an den sich der Vater in Oliver Jeffers' Geschichte wendet, für den er diese „Anleitung zum Leben auf der Erde“ verfasst. Der australische Illustrator hat sein neues Werk seinem Sohn Harland gewidmet, geschrieben hat er es in den ers-

ten zwei Monaten als dessen Vater, als er versuchte, sich „auf das Ganze einen Reim zu machen“.

Und das Ganze ist ganz schön viel: Gleich auf der ersten Doppelseite ist von Billionen Sonnensystemen die Rede, und kaum ist den staunenden Lesern „diese große Kugel, die im All schwebt und auf der wir leben“ als Erde vorgestellt worden, erfahren sie auch schon, wie weit der Mars, unser nächstgelegener Planet, von uns entfernt ist.

„Wir sind glücklich, dass du uns gefunden hast“, schreibt Oliver Jeffers, „denn das Weltall ist wirklich groß.“ Und noch bevor der erzählende Vater in einer hinreißenden Mischung aus Akribie und Lako- nie zeigt, wie unterschiedlich alles ist, das Land, das Meer und der Himmel, die Menschen und die Tiere, lange bevor die letzten Doppelseiten des Buchs diese umfassende Einführung mit einer wunderbaren Bildidee voller Zärtlichkeit auf den Boden des Kinderzimmers zurückbringen,

deutet sich ein erstes Mal an, worum es dem Bilderbuchkünstler geht: um das Bezaubertsein von einem neuen Erdenkind, um das Ergreifende dieses Kontakts, um das in dieser frühen Zeit im Grunde lächerliche Bedürfnis, ihm alles zu zeigen und zu erklären, ihm die Welt vorzustellen, es der Welt vorzustellen, während es doch eigentlich nur unter dem Sternennobele im ertelichen Arm liegt und schläft. „Hier sind wir“ ist der verliebte Monolog eines Vaters über dem Kind in seinem

Arm, ein Buch, in dem sich viele Eltern wiederfinden werden, ein schönes Geschenk für frischgebackene Eltern, die sich in der ersten Zeit selbst neu einrichten müssen in einer Welt, in der „ganz klein“ und „ganz groß“ auf einmal eine neue Bedeutung bekommen haben. Und doch ist es nicht allein ein Buch für Eltern, schließlich geht es dem Erzähler nicht um sich, sondern um nicht weniger als die Welt – und das auf eine Art, die schon für Kinder im Alter von vier Jahren

in ihrer Klarheit einleuchtend und in ihrer Nachdenklichkeit einladend sein wird. „Obwohl es uns schon ewig gibt, haben wir noch lange nicht alles verstanden“, heißt es an einer Stelle, „es gibt also noch viel für dich zu entdecken.“

Da haben die jungen Leser bereits einiges entdeckt auf den Bildern von Oliver Jeffers: den Mann auf dem Hochrad oder den Dodo, das Baby, das nachts mit einem Hammer fuchtelte, während die Eltern seelenruhig schlafen – und viele Seiten vor Schluss in einem kleinen dunklen Fenster einer großen Stadt den Vater mit dem Kind unter dem Sternennobele: Meistens vergehe die Zeit viel zu schnell, schreibt Jeffers zu diesem farbenprächtigen Bild: „Nütze sie, so gut du kannst. Sie wird vorbei sein, bevor du es merkst.“ Und spätestens dieser Rat gilt für beide Lesergruppen gleichermaßen: die kleinen Kinder, die sich gerade die Welt erschließen – und ihre Eltern, die sie dabei begleiten. FRIDTJOF KÜCHEMANN



Oliver Jeffers: „Hier sind wir“. Anleitung zum Leben auf der Erde.

Nord-Süd Verlag, Zürich 2018. 48 S., geb., 16,- €. Ab 4 J.

Wer spricht da mit meiner Stimme aus meinem Mund?

Versuch über das Marionettentheater: In Ursula Poznanskis neuem Roman entdeckt ein Jugendlicher seltsame Vorgänge in einer Reha-Klinik

Etwas sagen zu wollen und nicht zu können, weil der Mund nur dumpfes Geheul produziert anstelle von verständlichen Worten, ist eine alpträumliche Erfahrung. Entsetzlich aber ist, wenn auf einmal zwar doch die eigene Stimme klar artikuliert zu hören ist, aber die Worte nicht von einem selbst stammen. Timo jedenfalls, der nach einem Unfall in der Reha-Klinik „Markwaldhof“ liegt, hört sich selbst plötzlich Drohungen gegenüber dem behandelnden Arzt ausstoßen. Als der dann „Aber Timo!“ sagt, antwortet die Stimme des Jungen nur: „Ich bin nicht Timo!“

Niemand ist darüber erschrockener als Timo selbst, der Held in Ursula Poznanskis neuem Roman. Der trägt den Titel „Thalamus“, was ihn unter ähnliche wie „Elanus“, „Erebos“ oder „Aquila“ reiht, allesamt frühere Romane der fleißigen Autorin. Und wie in vielen ihrer Bücher steht auch hier ein Jugendlicher wenigstens anfangs allein einer avancierten Technik gegenüber, die im Hintergrund wirkt und erst nach und nach in all ihren Auswirkungen von ihm begriffen wird: einem zunehmend selbständiger agierenden Computerspiel in „Erebos“, einer Ge-



Spannungsmeisterin: Die Wiener Jugendbuchautorin Ursula Poznanski Foto Laif

heiminformationen übermittelnden Brille in „Layers“, einem Armband, das die biologischen Daten seines Trägers erhebt wie in der „Die Verratenen“-Trilogie.

Um Biologie geht es auch in „Thalamus“ – der Titel verweist auf das Hirnareal, in dem Sinneswahrnehmungen verarbeitet werden. Der Schauplatz des Romans ist fast ausnahmslos jener Mark-

waldhof, in dem Patienten langsam wieder gehen oder sprechen lernen. Timo, der mit schweren Hirnverletzungen eingeliefert wurde und anfangs kein Glied koordiniert bewegen kann, ist geistig hellwach, wenigstens was seine gegenwärtige Existenz angeht. Bilder aus seinem früheren Leben und vor allem von seinem Unfall sind dagegen seltsam unwirklich, sie könnten, glaubt Timo, „ebenso Einbildung wie eine Erinnerung“ sein. Was genau mit ihm passiert ist, weiß er jedenfalls nicht mehr. Und was seine Freundin Hannah angeht, zu der er damals unterwegs war, als er seinen Unfall hatte, ist die Unsicherheit besonders groß: „Manchmal zweifelte er daran, dass sie wirklich existierte, und das waren die quälendsten Momente. Es war ja auch möglich, dass er sie nur erträumt hatte, und sein kaputtes Gehirn gaultete ihm nun vor, dass es sie gab. Keine Chance, das Gegenteil zu beweisen.“

Den eingetretenen Kontrollverlust, seit jeher eine der gängigsten Ängste im Zusammenhang mit einem Krankenhausaufenthalt, nimmt jedenfalls auch Timo deutlich wahr: „irgendwie entwürdigend, aber das galt sowieso für die ganze Situation

hier“. Tatsächlich ist „Kontrolle“ ein geheimes Zentrum dieses Romans. Wo Erinnerungen fragwürdig werden und einfachste Bewegungen nicht mehr selbstverständlich sind, wo Worte gedacht, aber nicht mehr artikuliert werden können, da kreist alles um das Wiedergewinnen der Kontrolle über den eigenen Körper. Timo allerdings muss nicht nur erleben, dass er nicht mehr Herr im eigenen Haus ist. Er argwöhnt auch, dass ein anderer in dieses Haus eingezogen ist – am deutlichsten etwa, wenn sein Sprachzentrum versagt und ein anderer ihn stattdessen klar und deutlich Worte aussprechen lässt, die er niemals sagen wollte.

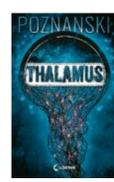
Ursula Poznanski ist eine versierte Autorin, die mit Leichtigkeit Spannung aufbaut und über 450 Seiten hält. Dass etwas nicht stimmt im Reha-Zentrum, wird rasch deutlich, und ebenso, dass Timo ganz klassisch nicht wissen kann, wem er trauen darf. Hinzu kommt Poznanskis kluge Konstruktion, dass Timo einiges herausfindet, was er aber mangels klarer Artikulation niemandem mitteilen kann – auch das Schreiben ist ihm fast unmöglich. Timo registriert verblüfft, dass einige der Patienten ungewöhnlich rasche

Fortschritte machen, nicht zuletzt er selbst, dass sich aber auch immer wieder scheinbar grundlose Rückschläge einstellen, ein Auf und Ab bis hin zu lebensbedrohlichen Krisen, denen tatsächlich zwei Patienten zum Opfer fallen.

Irritierend aber sind vor allem die Begegnungen mit anderen Patienten, etwa mit seinem Zimmernachbarn Magnus, einem jungen Mann im Wachkoma: „Wieder jemand, der nur noch aus Körper bestand, eingesperrt in sich selbst, ohne Kontakt zur Umwelt“, denkt Timo. Bis Magnus eines Nachts offenbar kerngesund vor Timos Bett steht und ihn bedroht – er könne jederzeit ein Kissen nehmen, sagt Magnus, und den wahllosen Mitpatienten ersticken. Am nächsten Morgen liegt Magnus wieder wie zuvor in seinem Bett, reagiert auf nichts und hat offenbar keinerlei Kontrolle über seinen Körper. Niemand würde Timo seine Geschichte glauben. Ganz abgesehen davon, dass er keine Möglichkeit hat, sich mitzuteilen.

Dass es in diesem Roman wesentlich um die Ambivalenz medizinischer Forschung geht, wird rasch deutlich, die ethische Dimension fehlt hier so wenig wie in

sämtlichen anderen Romanen der Autorin. Vielleicht aber ist der Name, den die Autorin dem Chefarzt verliehen hat, ein Hinweis, worum es ihr über das Medizinische hinaus geht. Er heißt Kleist, so wie der Autor des berühmten Aufsatzes „Über das Marionettentheater“. Darin werden Menschen mit den Figuren des Puppentheaters verglichen, die erst mit großer Grazie wie an Fäden bewegt werden, dann ohne die plötzlich durchtrennten Fäden die frühere Sicherheit verlieren und schließlich, so die Utopie, in die Lage versetzt werden, ihre eigenen Fäden zu führen, Puppe und Marionettenspieler in einem. Fremd ist dieses Ziel den Betreibern dieser Klinik sicher nicht. Und Poznanski schildert, was dabei alles verlorengelangt. TILMAN SPRECKELSEN



Ursula Poznanski: „Thalamus“.

Loewe Verlag, Bindlach 2018. 448 S., br., 16,95 €. Ab 14 J.

Wie gut, dass Karla zaubern kann

Alexandra Maxeiner erfindet eine patente Neunjährige und magische Momente

Ja, es gibt sie, die Wörter und die Dinge, die mit magischer Strahlkraft einen Zauber auslösen. Rosa Glitzersternenchen auf Buchcovern zum Beispiel. Die zaubern bei Eltern, vor allem bei Eltern von Mädchen, verlässlich ein Augenrollen hervor, wenn nicht gar leise Schauer zwischen den Schulterblättern. Und Geschichten, in denen niedliche Tiere vorkommen und dazu Mädchen, die zaubern können? Himmel, hilf, wo doch kaum mehr eine „Bibi & Tina“- oder Einhorn-freie Zone zu existieren scheint. Leider lässt sich all die Magie, die derzeit in Kinderzimmern herrscht, kaum in den Griff kriegen – und einfach wegzaubern kann man sie irgendwie auch nicht.

Umso zauberhafter ist der Kunstgriff, den sich die Frankfurter Autorin Alexandra Maxeiner ausgedacht hat. Ob sie selbst von einer schweren Magie-Allergie geplagt ist? Wir wissen es nicht. Ihr jüngstes Buch „Karla ziemlich fabelhafter Glücksplan“ jedenfalls mag – in Erwachsenenensprache – so etwas sein wie ein unterhaltender Wohlfühlroman, aber er klettert dann doch, heimlich, still und leise, ein wenig tiefer.

Denn Maxeiner nimmt mit Karla Glücksplan die allfällige Zauber-Mode erst beim Wort und dreht sie dann so geschickt um, dass beides zugleich erfüllt ist: das Zaubern und das Entzaubern. Die neun Jahre alte, extrem patente Karla glaubt felsenfest daran, dass sie zaubern kann. Damit ist sie beileibe nicht allein. Allerdings hat sie offenkundig weder einschlägige Serien konsumiert, um zu die-

ser Überzeugung zu gelangen, noch ihre Zauberkräfte bislang ausprobiert. Erstens, weil es noch nicht dringend nötig war – was einen nicht wundert, wenn man erst einmal Karla Bekanntschaft gemacht hat: Sie lässt sich nämlich auch so schon keine Gelegenheit entgehen, die meisten Dinge im Leben nach ihrer Fassung anzupacken. Zweitens, weil sie glaubt, dass es zum Zaubern einen magischen Moment als Auslöser braucht: einen Regenbogen, einen besonderen Lichtstrahl, so etwas in der Art.

Die merkwürdige Verlässlichkeit, mit der solche Naturphänomene plötzlich im rechten Moment der Geschichte auftauchen, dürfte auch hartnäckige Zaubrerhänger stutzig machen. Erzählt werden sie mit leiser Ironie und Gespür fürs Timing. Die hübschen Vignetten von Laura Rosendorfer geben zu Beginn jedes Kapitels eine Ahnung davon, welche neue Turbulenz Karla entweder erzeugt oder zu glätten versucht. Zauber werden dabei dringend benötigt, ob Karla Bruder Jonas, eigentlich der Traum von einem großen Bruder, von anderen Achtklässlern fies gemobbt wird oder die Mutter von ihrem Vorgesetzten. Der bekommt, im wahrsten Wortsinn, die Meinung geegigt. Überhaupt dreht sich viel in dieser Geschichte um das versehentliche, absichtsvolle Wortspiel, um Redewendungen, falschverstandene Fremdwörter und andere Gelegenheiten, heißeres Missverstehen zu schaffen. Maxeiner wäre nicht die versierte Drehbuch- und Komödienautorin, die sie ist, würde sie Gelegenheiten

zum Wort- oder Bildwitz ungenutzt verstreichen lassen.

Das kann auch nerven, vor allem, wenn das Pointenreiten auf Kosten der Glaubwürdigkeit geht. Karla Umdeutung der Wirklichkeit zu ihren Zwecken aber löst den Glauben an Magie ins Komische auf – ohne den Zauber ganz zu nehmen. Es tritt ein anderer an die Stelle der komischen Verkettungen, die Karla auflöst, ein etwas dunklerer, aber keineswegs düsterer. Denn schon früh zeigt sich unter der quirligen Fassade die Sehnsucht des Kindes nach seinem viel zu früh und urplötzlich verstorbenen Vater, den es nie kennengelernt hat. Fast ein Glück, das fühlt nicht nur Karla. Denn Mutter und Bruder, die mehr Zeit mit ihm geteilt haben, selbst der Großvater, der den Schwiegersohn offenbar nur halbwegs schätzte, müssen mit einem Verlust leben, den Karla so nicht erfahren hat. Ungerecht, in jeder Hinsicht. Und nichts kann diese Ungerechtigkeit wieder gutmachen. Dass man mit ihr zu leben lernen, sie sogar als Bereicherung erleben kann, ist vielleicht der echte Zauber in dieser Geschichte. EVA-MARIA MAGEL



Alexandra Maxeiner: „Karla ziemlich fabelhafter Glücksplan“.

Beltz Verlag, Weinheim 2018. 224 S., geb., 12,95 €. Ab 8 J.

Warum dieser Brief ohne Antwort blieb

Cath Crowley erzählt von einer Liebesgeschichte zwischen Liebesgedichten

In einem Gedichtband von T.S. Eliot taucht in „Howling Books“, der Buchhandlung von Henrys Familie, ein Brief auf, der eigentlich keinen Zweifel lässt. Das Wort „lieben“ taucht in den zehn Zeilen neunmal auf: Die Absenderin Rachel liebt Henry, und sie liebt, dass er Bücher liebt, sie liebt, dass er liest, und deshalb liegt der Brief auch hier, gleich bei Henrys Lieblingsgedicht „J. Alfred Prufrocks Liebesgesang“. Amy aber, da ist sich Rachel sicher, liebt Henry nicht, denn Amy liebt nur sich selbst.

Seit dieser Brief geschrieben wurde, sind drei ereignisreiche Jahre vergangen. Rachel ist, gleich nachdem sie ihre Nachricht in der sogenannten „Briefbibliothek“ der Buchhandlung hinterlassen hatte, in der keine Bücher zum Verkauf stehen, aber Besucher Briefe zwischen die Seiten stecken und Passagen anstreichen dürfen, aus der Stadt ans Meer gezogen. In diesem Meer ist ihr kleiner Bruder Cal ertrunken, und seitdem ist nichts, wie es einmal war. Die fleißige und ordentliche Rachel hat ihren Abschluss nicht geschafft und sich von ihren Freunden zurückgezogen. Nun geht sie auf Drängen ihrer Großmutter zurück in die Stadt, um sich einen Job zu suchen. Ausgerechnet bei „Howling Books“ ist eine Stelle frei – die „Briefbibliothek“ soll katalogisiert werden. Mangels Alternativen nimmt Rachel an – auch wenn sie dabei Henry wiedersehen muss, der den Liebesbrief bei „J. Alfred Prufrocks Liebesgesang“ in seinen Briefen, die er ihr ans Meer hintergeschickte, nie erwähnt hat.

Amy hat währenddessen gerade mal wieder mit Henry Schluss gemacht, und die geplante Weltreise der beiden fällt ins Wasser – ansonsten aber ist sie ganz die Alte: rotes Haar, makellose Haut, grüne Augen. Und Henry? Henry arbeitet immer noch in der Buchhandlung seiner Eltern. Er will auch gar nichts anderes machen, ist sich sicher, dass Amy wieder zurückkommen wird, so wie sie es immer getan hat – und wenn er nur versucht, etwas mehr Geld zu verdienen, bleibt sie beim nächsten Mal vielleicht auch bei ihm.

Die Briefbibliothek bei „Howling Books“ ist das Herzstück in „Das tiefe Blau der Worte“, einer Geschichte, die sich umstandslos in Cath Crowleys bisheriges Schaffen einreicht. Die Bücher der australischen Autorin folgen zumeist jungen Herzen auf den Um- und Abwegen, die sie durch Sommer und Nächte führen, um letztendlich zueinanderzufinden oder zu etwas, von dem sie gar nicht wussten, dass sie es suchen. In Crowleys neuem Roman ist die Briefbibliothek nicht nur Fundort der unterschiedlichsten Lebens- und Liebesgeschichten, sondern auch der eigentliche Ort der Begegnung der beiden Protagonisten, deren Perspektiven der Leser in den Kapiteln abwechselnd einnimmt. Das verleiht der Geschichte Dynamik, nimmt ihr aber Spannung, weil Henry und Rachel so nur noch füreinander ein Rätsel bleiben.

Als sich die beiden wiedersehen, ist die Stimmung zunächst erwartungsgemäß frostig. Henry versteht nicht, wie sich seine ehemals beste Freundin so von ihm ent-

fernen konnte, dass sie noch nicht einmal auf seine Briefe geantwortet hat – und Rachel rätselt, warum sie ausgerechnet auf diesen einen, den wichtigsten aller Briefe keine Antwort bekam. Es stellt sich heraus, dass Henry den Brief nie gelesen hat. Doch bis Rachel das versteht, bis sie in all der Trauer um ihren Bruder erkennt, dass Worte überhaupt einen Sinn ergeben und „lieben“ eines ist, das man zu einem Menschen mehr als einmal im Leben sagen kann, müssen zwischen ihr und Henry noch viele solcher Worte fallen oder eben zu Papier gebracht werden.

Crowley lässt diese Worte ruhig zwischen Henry und Rachel hin- und herwohen wie die Wellen des Ozeans vor der australischen Küste, der Cal verschluckt hat. Sie entwirft so zwei recht verschiedene Charaktere: die tieftraurige, aber zugleich mutige und loyale Rachel und Henry, den liebenswert verklärten Romantiker, dessen Herz immer wieder bricht. Schnell wird klar, dass hier alle eine zweite Chance bekommen: das Leben nach einem Tod, die Liebe nach einer Enttäuschung und das Meer, wenn die Flut alles weggespült hat. KATHARINA WILHELM



Cath Crowley: „Das tiefe Blau der Worte“.

Aus dem Englischen von Claudia Feldmann. Carlsen Verlag, Hamburg 2018. 400 S., geb., 17,99 €. Ab 14 J.